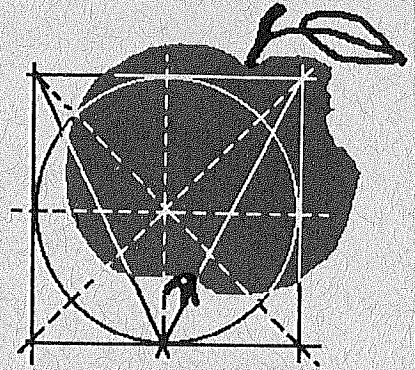


**BERLINER
WISSENSCHAFT-
LERINNEN
STELLEN
SICH VOR**



Nr. 4

Barbara Hahn

Von Berlin nach Krakau

Zur Wiederentdeckung von
Rahel Levin Varnhagens
Korrespondenzen

Zentraleinrichtung zur Förderung von
Frauenstudien und Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin

In der Reihe *Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor* werden Vorträge publiziert, die an der Freien Universität gehalten wurden. Ziel ist es, ein Forum für die Diskussion von Forschungsergebnissen im fächerübergreifenden Bereich der Frauenforschung zu schaffen.

Herausgeber:
Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und
Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin
Königin-Luise-Str. 34
1000 Berlin 33

Druck: Zentrale Universitätsdruckerei
der Freien Universität Berlin

Berlin 1989

Barbara Hahn

Nr. 4

Von Berlin nach Krakau

Zur Wiederentdeckung von
Rahel Levin Varnhagens
Korrespondenzen

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe
„Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor“
der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und
Frauenforschung an der Freien Universität Berlin

22. November 1988

„Die Rahel“ oder Rahel Varnhagen ist eine bekannte Figur: Etwas schwierig, in mancher Augen auch verschroben, fast exaltiert, den wenigen überlieferten Bildern nach zu schließen von etwas kurioseem Aussehen, keine Schönheit, klein, wahrscheinlich nicht mal 1,55 m groß, dennoch eine der „großen“ Frauen der Goethezeit, Salondame im nachrevolutionären Berlin um die Wende zum 19. Jahrhundert und später in der Restaurationszeit und im Vormärz. Man scheint sie zu kennen — vor allem ihre innere Befindlichkeit wurde unzählige Male beschrieben. Diese Überlieferungen Rahels lassen sich fast durchweg als Variationen der großen Geschichte von Fortschritt und Emanzipation erzählen: Aus der Perspektive jüdischer Deutscher, für die sich an Rahel immer wieder heftige Diskussionen darüber entzündeten, ob man sich assimilieren solle oder nicht, oder aber aus der Perspektive von Frauen, die im Kampf um Emanzipation in ihr ein Vorbild sahen, eine der vielen Vorläuferinnen, deren Erbe in dieser und jener Weise anzutreten sei.

Daß Rahel auch eine große Schriftstellerin ist — allerdings eine *ohne „Werk“* — geriet dagegen eher in Vergessenheit. Die Reise nach Krakau, der Weg zu ihren umfangreichen Korrespondenzen, macht erst deutlich, wie schwer es ist, sich mit ihrem besonderen Schreiben, Sammeln und Drucken zu beschäftigen. Denn dabei zerfallen alle Kontexte, in denen Rahel bisher überliefert wurde: die Jüdin, die Frau, die Saloniére in der Goethezeit oder der Romantik. Man gerät an die Ränder des Kanons der Literatur, in unbekannte Gebiete — in einen Raum dazwischen.

„Rahel“ — das sind erst einmal zwei Stapel Bücher, einer mit „Primärliteratur“, mit Textausgaben ihrer Briefe also, und daneben einer mit „Sekundärliteratur“ fast ausschließlich biographischer Natur. „Rahel“ — das sind aber auch Kästen voller Handschriften in Krakau und Schubladen voller Mikrofilmrollen und Kopien in Berlin, und auf all diesen Medien haben sich die Sedimente einer symptomatischen Geschichte abgelagert. Beim Lesen dieser unterschiedlichen Dokumente stellen sich viele Fragen: Wie kann man Briefe lesen — im Buch, in der Handschrift, Texte, die keinen „Inhalt“ haben, immer auf

Tradierung anspielen und den Kanon des Überlieferten? Warum wurden Rahels Korrespondenzen gesammelt, aufbewahrt und viele davon sogar gedruckt? Warum erfordert das Lesen der Hand/Schrift einen Weg in ein fremdes Land, in eine vergangene Zeit, die so mächtig in die Gegenwart hineinwirkt? Wege durch Räume und Zeiten, wie sie die Briefe vor ihrem ersten Transport schon zurückgelegt hatten? Warum sind diese Texte im „Osten“ gelandet, dieser Endlagerstätte für Verdrängtes in der deutschen Geschichte? In Polen, einem Land, das man nicht einfach betreten kann, dem man sich vielmehr Grenze um Grenze nähert, mit einer spezifischen Legitimation in der Tasche, die nicht immer leicht zu bekommen ist.

Jede(r) wird auf dem Weg zu den Handschriften in merkwürdige Um- und Abwege verwickelt: Ich steckte meinen ersten Antrag für eine Reise nach Polen am 13. Dezember 1981 in den Briefkasten; am Abend wurde in den Nachrichten gemeldet, daß über Polen das Kriegsrecht verhängt worden sei. Erst nach zweieinhalb Jahren kam die Genehmigung von der Polnischen Akademie der Wissenschaften für die Arbeit in der „Biblioteka Jagiellonska“ der Krakauer Universität, dem heutigen Aufbewahrungsort der Sammlung Varnhagen. In der Krakauer Bibliothek dann die tagtägliche Konfrontation mit Berlin: Jeder Zettel, jedes Blatt der Sammlung Varnhagen trägt einen Stempel mit der Aufschrift „Staatsbibliothek Berlin“. Berlin verließ mich nicht. Nach zwei Orten vor allem wurde ich in Polen gefragt, die beide auf die Hauptstadt des nationalsozialistischen Deutschlands anspielen: „Waren Sie schon auf dem Wawel? Waren Sie schon in Auschwitz?“ Von der Residenz des Hans Frank, der das „Generalgouvernement“ von Krakau aus terrorisierte, ist auf dem Wawel, dem Krakauer Burgberg und früherem Sitz der polnischen Könige, kaum noch etwas zu sehen; geht man aber an einem Samstagnachmittag in das ehemalige jüdische Viertel Kazimierz und besucht dort die zum Museum umgestaltete Synagoge, dann kann man in der bedrohlichen Stille dieses Ortes die Orientierung verlieren. Wo bin ich, und in welcher Zeit? Warum sind Rahel Levin Varnhagens Briefe ausgerechnet hier, in dieser Stadt gelandet? Wer reist wem hinterher und wer wem voraus?

Im Sommer 1794 reiste die dreiundzwanzigjährige Rahel Levin mit ihrer Mutter und der jüngeren Schwester Rose zur Familie ihres Onkels nach Breslau, in eine Stadt, die ebenso wie Posen eine entscheidende Etappe auf der Wanderung der Juden von Osten nach Westen, hin zu den Quellen von Aufklärung und Demokratie war. Rahel Levins Reise von Berlin, der Stadt mit einem vergleichsweise hohen Anteil assimilierter Juden, nach Schlesien zur eher orthodox orientierten Familie des Onkels war eine Reise in die Vergangenheit. Aus der Sicht der „verwestlichten“ Berliner Jüdin wirkte das Leben im Haus des Onkels zurückgeblieben¹; und so reagierte Rahel auf religiöse und ethische Bindungen, deren Sinn sie schon nicht mehr verstand, geniert und beschämt. Am 27. August schrieb sie an ihren ältesten Bruder Markus Theodor Robert nach Berlin: „Der Onkel (...) schlug vor, (...) mich auf einen jüdischen Hochzeitsball zu führen. Ich ging aus Neugierde; jüdisch, eng u. s. w. — die Aufnahme, als käme der Großsultan in ein lang verlassenes Serail, mich beschämte das: Hitze zum Sticken.“²

An die in Berlin gebliebenen Geschwister und Freunde schreibt sie amüsiert und zugleich befremdet von der Begegnung mit dem orthodoxen Judentum: „ich steh auf — schreibt sie am 8. August 1794 — und guke, und höre nur zu deutlich daß es ein memorial in **Ihm** ist daß die Böhmen³ alle Morgen in Mistischer Sprache die sie die Heilige nenen ihm bis in sein Wolkenpalais hinein schreien; denk nicht, daß es übertrieben ist ich konnte jedes heilige Worth hören, und nachsagen indem ich's hörte, mama wuste auch genau was sie sagten, jede Pause dachte ich sey Rettung aber vergeblich mit doppeltem Geschrey hatten sie's nur auf meine gehör Nerffen angelegt und hätten sie auch reußierend zersprengt wär ich nicht entflohen“.⁴

Die Reise nach Breslau war jedoch nicht nur eine Konfrontation mit der Vergangenheit, denn von Breslau unternahm Rahel Levin einen Ausflug durch Niederschlesien und streifte auf dieser Reise ausgerechnet die Orte, in die seit Sommer 1941, 150 Jahre später also, ihre eigenen Handschriften und die ihrer vielen Korrespondenten aus der Berliner Staatsbibliothek ausgelagert wurden und den zweiten Weltkrieg überstanden: „Fürstenstein, das dem Grafen Hohberg gehört, hab' ich gese-

hen,“ schreibt sie am 16. August 1794 und fährt dann fort: „Morgen früh reisen wir nach Kloster Grüssau; ein sehr berühmtes, in einer wunderbar schönen Gegend“.⁵

Weiter nach Osten reiste Rahel auch in ihrem späteren Leben nie. Aber die Sammlung Varnhagen, das von ihr initiierte Handschriftenarchiv, wurde nach den Aufenthalten in Fürstenstein und Grüssau 1945 von der Roten Armee weiter transportiert und liegt heute in Krakau, kaum 80 km von Auschwitz entfernt.⁶ Auschwitz — Name eines Ortes, in welchem beides ein Ende fand: die Wanderung der Juden nach Westen ebenso wie das Festhalten und Weiterentwickeln einer jüdischen Tradition in den östlichen Territorien. Die Unterscheidung zwischen Ost- und Westjudentum, die eine so große Rolle gespielt hatte, wurde von der Vernichtungspolitik des deutschen Faschismus endgültig suspendiert. Im amerikanischen Exil schrieb der gebürtige Breslauer Günter Anders: „Ostjude ist derjenige, der, weil Jude, im Osten ermordet worden ist oder hätte ermordet werden sollen.“⁷

So gesehen ist Krakau durchaus ein passender Standort für die Sammlung Varnhagen. Vor der Beschäftigung mit Rahels Briefen, in denen ein wichtiger Abschnitt deutsch-jüdischer Geschichte dokumentiert ist, steht für alle Interessenten ein Weg. Jeder, der mit den Handschriften arbeiten will, muß sich zu einem Terrain hin bewegen, auf dem die Spuren einer verlorenen, einer „ausgerotteten“ Geschichte bewahrt sind. Dieser Weg verändert die Lektüre, auch weil sich die Frage stellt, was man von Krakau nach Berlin zurückbringt.

Das einfachste wäre, man machte sich auf den Weg zu den „Originalen“ der Rahel, von denen bisher angenommen wurde, daß sie in der langen und gewundenen Editions Geschichte ihrer Briefe verfälscht worden seien. Er würde von einer „entstellten“ zur „wahren“ Rahel führen, die nun endlich in ihr historisches Recht eingesetzt wird. Doch dieser Weg verfehlt die in Krakau gesammelten Briefe grundsätzlich, weil die komplizierte Zirkulation von der Hand- über die Abschrift bis zum Buch damit in eine lineare und zielgerichtete Geschichte abgebogen würde. Die „Sammlung Varnhagen“ ist aber gerade

deshalb so interessant, weil die hier gesammelten Dokumente sich dem sicheren Zugriff auf Geschichte entziehen.

Das beginnt schon, wenn man die ersten Kästen mit Handschriften in die Hand bekommt. Denn bei der Lektüre dieser Texte wird das Lesen selbst zum Problem, und eine Ahnung stellt sich ein, mit welchem imperialem Zugriff wir gewöhnlich lesen und uns dabei sogar einreden, wir würden verstehen, was wir da lesen. Versucht man nämlich die verschiedenen Konvolute der bald 6000 Manuskripte zu entziffern, dann stolpert man wie beim Lesenlernen am Anfang der Alphabetisierung. Mühsames Buchstabieren liegt vor der Emphase, die das Sinnverstehen signalisiert. Das fliegende Lesen, das keine Wörter wahrnimmt, sondern sofort auf den Sinn schließt — Nietzsche meint, bei unserer Lesetechnik würde man den Sinn eines Satzes „erraten“, in dem man einige zufällige Wörter wiedererkennt⁸ — dieses fliegende Lesen wird in seinem Lauf gestoppt, denn ein handschriftlicher Text zerfällt nicht nur in einzelne Wörter, sondern in Buchstaben und oft sogar zunächst in rätselhafte Linien. Die Materialität des Schreibens, Papier und Tinte, Siegel und Faltung, sind hier keine Nebensächlichkeiten, denn deren Handhabung entscheidet darüber, ob der spätere Leser einen Brief überhaupt entziffern kann. Tintenklekse und Löcher im Papier produzieren eine beunruhigende Sinnleere, weil sich ein Satz oft nicht zum Ganzen fügen will. Einzelne Wörter oder Wendungen verschließen sich hartnäckig der Entzifferung, und kein Aufschub, kein Drehen und Wenden des Blattes führt zur Erleuchtung. Mit „Nicht entziffert“ wird die Kapitulation schließlich besiegelt.

Ob Briefe leicht oder schwer lesbar sind, hängt nicht nur von der Hand/Schrift im engeren Sinne ab. Ebenso wichtig ist die Anordnung der Zeilen auf dem Blatt und die Gestaltung des ganzen Briefes. Daß Rahels Handschrift oft als „schwierig“ apostrophiert wurde, liegt eher daran, daß sie kein „Format“ hat; ihre Orthographie und Zeichensetzung ist — gemessen an den Standards der Zeit — nicht so ungewöhnlich. Dagegen wirkt das Blatt meist zu klein, der Text drängt sich bis an den Rand und droht ihn zu verletzen. Alle Blätter sind vollgeschrieben, egal wie groß sie sind, und immer diktiert der Text

das Ende, nicht aber das Papier. Fehlt auf den Innenseiten der Blätter der Platz, dann wird der Umschlag mit immer kleinerer Schrift beschrieben. Innen und Außen sind also nicht strikt getrennt, im Umschlag wird keine Wahrheit verborgen, der man sich im Öffnen des Briefes, in der Zerstörung der schützenden Hülle nähern würde. Alles, die Schrift- und die Papiergröße, die Anordnung der Schrift auf dem Blatt, ist variabel; wenn eine Unterstreichung zu lang geraten ist, dann wird das Blatt gedreht und senkrecht weitergeschrieben. Auch Datum, Anrede und Unterschrift haben keinen festen Platz; es gibt keine Ordnung und keinen Regelkanon, der den Prozeß des Schriebens bestimmt.

Die Briefe von Karl August Varnhagen, Rahels Ehemann, repräsentieren eine konträre Schreibweise und sehen deshalb völlig anders aus: Er privilegiert Octavblätter, die zwei- oder vierseitig beschrieben sind. Seine Briefe wirken gleichsam wie formatiert, mit konstantem Rand und fester Zeilenzahl. Sie sind geschrieben wie gedruckt, wobei das Papier den Text normt, nicht das schreibende Subjekt. Kein Brief, bei dem auf einer Seite nur zwei Zeilen stünden, kein Einlegeblatt, das nur ein beiläufiges Postskriptum trüge. Der Text ist immer innen, versteckt und verhüllt, nie sind die Briefblätter gleichzeitig der Umschlag.

Im Vergleich vieler Handschriften der Zeit, den die Varnhagensche Kollektion so gut ermöglicht, zeigt sich, daß nicht Rahels, sondern Varnhagens Art zu schreiben repräsentativ ist. Zwar ist kaum eine Handschrift so einfach lesbar wie die seine, aber die meisten Schreiber wahren die Form, beginnen mit Ort und Datum, formulieren eine Anrede und einen Schluß mit Gruß und Unterschrift. Die schriftliche Äußerung also, die gleichsam vom „Herzen direkt in die Feder“ fließt und in den meisten der vorliegenden Brieflektüren mit reinster und unverstellter Subjektivität konnotiert wird, ist einem starren und streng reglementierten Rahmen unterworfen. Nicht ein abstrakter Regelkanon allein — der Briefsteller — diktiert dem Schreiber, sondern solche Banalitäten wie Papiergröße und -faltung. Nietzsches Diktum, wonach das Schreibzeug mit an den Gedanken arbeitet, findet im Blick auf diese Handschriften

eine schöne Bestätigung, aber auch eine Erweiterung.⁹ Alle Schreiber haben vom technischen Standard her gesehen dasselbe Schreibzeug, aber nicht alle haben „Format“. Welche Texte leicht zu überliefern sind und welche nicht, läßt sich schon an der Handschrift ablesen.

Diesem Problem weichen die meisten Brieflektüren aus: Briefe werden gelesen, als ob sie immer schon gedruckt wären. Sie erscheinen somit als Resultate eines linearen Prozesses, dessen Bestimmung in der Ankunft bei der Nachwelt liegt — Gebilde der Transzendenz, einsinnig und immateriell. Voraussetzung jeder Überlieferung ist aber nicht das Bewahren, sondern ein Verschwinden: Damit eine Handschrift gedruckt werden kann, muß sie abgeschrieben werden. Diese Kopie tilgt das Individuellste und Persönlichste, die unverwechselbaren Züge der Handschrift, denn eine Abschrift ist nur dann als Satzvorlage brauchbar, wenn sie mit möglichst wenig Eigenarten ausgestattet ist. Die kopierte Unterschrift besiegelt den Akt der Auslöschung — diesen Text autorisiert niemand. Die Abschrift also bringt erst das Original hervor; am Anfang stehen damit zwei oder mehr Texte, aber kein Ur-Text, denn diese Verdoppelung suspendiert die Idee eines Anfangs und einer linearen Zeit. Auch Rahels Briefe werden erst durch Abschriften zu überlieferbaren Texten, und durch diesen zweiten Text tritt eine unhintergehbare Differenz hervor — die zwischen Original und Kopie. Ohne Kopie kein Original.

Schon vor ihrem ersten Transport sind Briefe also von einer Spaltung durchzogen: Sie haben einen Ort des Schreibens und einen des Empfangens, eine „Emissions- und eine Destinationsstätte“, wie Jacques Derrida in seinem Buch „Die Postkarte“ schreibt.¹⁰ Ihr Schicksal ist die Zirkelbewegung einer Schickung. Damit Briefe in die erweiterte Zirkulation des Druckens eingehen können, bedarf es einer Sammelstelle für Briefe — einer Post sozusagen —, die das Weiterschicken an die Öffentlichkeit organisiert. Daß Rahels Texte vom ersten Adressaten zurückkehrten, gesammelt und gedruckt und damit weitergeschickt wurden, verweist auf einen anderen Namen: den ihres Ehemanns, Karl August Varnhagen. Rahel — dieser verstümmelte Name, der den heterogenen Textkor-

pus einer Korrespondenz zusammenhält —, ist kein Name, der Überlieferung garantieren könnte. In jedem Katalog wird man ihre eigenen und die meisten der an sie gerichteten Briefe unter einem fremden Namen finden: Varnhagen. Der Name des Mannes garantiert ihre Auffindbarkeit im Kanon des Überlieferten, indem er ihr das Signum der Transzendenz leiht. Varnhagens Abschriften sind der entscheidende Garant der Tradierung. Rahel Levin oder Rahel Robert — so heißt sie zum Zeitpunkt ihrer Eheschließung mit Varnhagen — hat also ihren Kopisten geheiratet. Ohne diese Briefkopien gäbe es keine Bücher mit Rahels Briefen, doch gleichzeitig löschten sie das, was sie vor dem Vergessen bewahrten: Rahels Handschriften spielen in der Überlieferungsgeschichte fast keine Rolle.

Diese Vermischung von Original und Kopie in Rahels Briefwechseln bringt die zeitgenössische Anordnung der Geschlechter durcheinander. Der männliche Autor war das „Original“, und der Brief einer Frau skizzierte eine Antwort auf seine Texte. Mit der Ankunft beim Autor war sein Schicksal besiegelt, weshalb die meisten Frauenbriefe im Laufe der Zeit tatsächlich verschwanden. Die strukturelle Doppelung der Briefe, ihr zirkuläres Moment wurde also aufgebrochen und in eine einfache Bewegung transformiert. Der kopierende Ehemann aber, ein Nicht-Autor par excellence, ist konstitutives Element dafür, daß Rahels Korrespondenzen in eine bis heute wirkende Zirkulation eingelassen wurden.

Rahel heiratete aber nicht nur ihren Kopisten, sondern auch ihren „Briefträger“. Von keiner anderen Frau aus dem beginnenden neunzehnten Jahrhundert gibt es einen so vollständigen und geordneten Nachlaß, wie ihn die „Sammlung Varnhagen“ präsentiert. Will man Briefe ihrer Zeitgenossinnen in der Handschrift lesen, so lassen sich mühsame Recherchen nach den Aufbewahrungsorten nicht umgehen. Dabei wird man feststellen, daß es nicht nur die Briefschreiberinnen selbst waren, die Korrespondenzen vernichteten, sondern daß es ebenso der Unachtsamkeit ihrer Adressaten und der Nachwelt geschuldet ist, daß so wenige Briefe oder gar Briefwechsel die Zeiten überdauert haben. Rahel war die einzige, die schon zu Lebzeiten dafür Sorge getragen hat, daß ihre Briefe ebenso wie die ihrer

KorrespondentInnen gesammelt und sorgfältig aufbewahrt wurden. Man kann sagen, daß die Idee der „Sammlung Varnhagen“ von ihr stammt, denn ihre Briefe bilden den historischen Ausgangspunkt und das Kernstück dieser einzigartigen Kollektion. Doch erst Varnhagen kann dem Projekt einen Namen geben, ihm Dauer und Effizienz garantieren.

Die „Sammlung Varnhagen“ ist nicht nur eine der bedeutendsten Handschriftensammlungen des letzten Jahrhunderts, sondern in ihr wird die Überlieferung von Briefen neu organisiert. Vorher war nicht klar, **ob** und vor allem **wie** Briefe archiviert werden sollen. Das Archiv für Bücher ist die Bibliothek, und deren Ordnungssystem ist dem der Enzyklopädie nachgebildet. Doch welcher Ordnung gehorchen Handschriften? Dem Alphabet oder dem Kalender? Goethe ordnete nach seinen Verbrennungsaktionen vor der italienischen Reise die Briefe an ihn zusammen mit seinen Briefkonzepten chronologisch in den sogenannten „Quartalheften“, aus denen er später einzelne Briefwechsel mit den „Großen“ der Zeit herauslöste, wie z. B. mit Schiller, Wilhelm von Humboldt und Zelter. Alle diese Hefte könnte man mit „Goethe“, dem Namen der Epoche bezeichnen. Die Sammlung Varnhagen hat dieses Zentrum nicht; sie dokumentiert, was das Schreiben **an** ein und **aus** einem Zentrum ausgrenzt, sei es die politische Opposition (Jakobiner), sei es das kulturell Ausgeschlossene (damals vor allem Frauen und Juden): Ihre Ordnung ist deshalb streng alphabetisch, und jeder Schreiber spricht „**allein**“, in einer einzelnen Mappe.¹¹ Das Alphabet, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als willkürliche Buchstabenanordnung im Prozeß des Lesenlernens zugunsten eines Lesens entthront worden war, das über die Buchstaben hinweghuschend gleich den Sinn eines Textes erschließt, bekommt hier als Ordnungssystem für Eigennahmen eine neue Funktion zugesprochen. Weil das System unendlich ist und nicht mehr die Welt repräsentiert, sondern die unendlichen Möglichkeiten, eine Welt herzustellen, können potentiell alle Menschen mitschreiben. Und neben den Autoren werden auch die überliefert, die sonst durch die Maschen der Tradierung fallen.

Ob Briefe im Feuer oder in einer Mappe enden, ob sie später mit der Mappe ins Archiv wandern oder verlorengehen, ist durch-

aus nicht zufällig: Die zeitgenössischen Geschichten der Briefvernichtungen sind ebenso signifikant wie die der Überlieferungen. Rahels Texte sind in der „Sammlung Varnhagen“ erhalten, weil ihre Bestimmung nicht in der Ankunft beim Adressaten liegt. Sie haben keine Bestimmung, denn sie durchqueren die Wege, die von Frauen produzierte Briefe um 1800 nehmen. Richten diese sich an Autoren, dann machen sie einen einfachen Weg; sie werden gelesen, bestenfalls beantwortet und haben damit ihre Funktion erfüllt.¹² Der Frauenbrief ist damit oft nur eine Antwort auf das „Werk“ eines Autors und findet seine Antwort auch wieder nur in diesem Werk. Damit eröffnen Frauenbriefe keine Zirkulation, weil sie immer schon an der zweiten Stelle stehen: Die erste Stelle nimmt das Werk ein, ein Urtext oder Original, und so wandern die Briefe zwischen fixierten Positionen und verschwinden nach der „Sendung“.

Dagegen werden Briefe von Autoren an Leserinnen meist gesammelt; die Adressatin eines solchen Briefs ist nur eine vorübergehende Station auf dem Weg des Briefs zum Buch, sie ist Garant der Tradierung. Auch Korrespondenzen von Autoren gehen selten verloren, denn deren Briefe sind Sendboten zwischen Werken. Briefe jedoch, die sich außerhalb der Konstellation von Autor und Leserin bewegen, verschwinden meist im Laufe der Zeit, auch wenn sie zuerst in einer Mappe gelandet sein sollten.

Die „Sammlung Varnhagen“ ist also eine Kollektion von Ausnahmen: Briefe von Leserinnen an Autoren sucht man in Rahels Korrespondenzen fast vergeblich. Sie selbst führt ihre großen, umfangreichen Briefwechsel mit Nicht-Autoren: mit David Veit, einem Arzt, mit Alexander von der Marwitz, einem jungen Adligen, der sich zu keinem Beruf entscheiden kann, mit Karl August Varnhagen, der erst im Zusammenleben mit Rahel zum Schriftsteller wird. Sie korrespondiert mit Frauen, die ebenfalls nicht in Briefwechseln mit Autoren gebunden sind. Bei manchen schließt der Beruf das Schreiben sogar aus, wie z. B. bei der Schauspielerin Auguste Brede, mit der Rahel eine umfangreiche Korrespondenz führte. Mit den Größen der Zeit dagegen, die sie ebenfalls kannte, gibt es keine umfangreichen Briefwechsel. Die Korrespondenzen mit Fried-

rich Schlegel, Wilhelm von Humboldt und Jean Paul sind nicht oder nur fragmentarisch erhalten, und mit Goethe, dem Namen der Epoche, hat sie im Unterschied zu vielen ihren Zeitgenossinnen nicht korrespondiert.

Die meisten von Rahels nahezu 300 Korrespondenten, mit denen sie im Laufe ihres Lebens fast 6000 Briefe gewechselt hat, sind aus der Sicht der Überlieferung unwichtig, weshalb bisher auch nur ein kleiner Teil dieser Briefe publiziert wurde.¹³ Doch schon nach ersten Sichtungen des Krakauer Materials zeigte sich, wie viele außergewöhnliche Funde hier noch zu machen sind. Viele einzelne interessante Briefe aus schon bekannten Korrespondenzen waren zu entdecken, wie z. B. einer aus dem Jahr 1828 an Friedrich Gentz, in dem Rahel eine sehr scharfe Kritik an „der Salongesellschaft“ formuliert und damit an ihren alten Traum von einem freien Zusammenleben anknüpft, oder ein langer Abrechnungsbrief an die Mutter vom Frühjahr 1809, in welchem sie sich von der Position der Tochter verabschiedet, ein außergewöhnliches Dokument, denn solche programmatischen Briefe schicken Söhne an ihre Väter, wenn sie sich von der symbolischen Instanz des Vaters freischreiben, wie z. B. Novallis, Marx, Freud oder Kafka. Darüber hinaus fanden wir in Krakau komplette Briefwechsel vor, die bisher fast völlig unbekannt waren, deren Lektüre die Umbruchszeit zum 19. Jahrhundert in neuem Licht zeigt.

Vor allem drei Komplexe von Rahel Levin Varnhagens Schreiben sind in den vorliegenden Textausgaben, auch in der zuletzt bei Matthes und Seitz in München erschienenen 10-bändigen „Rahel-Bibliothek“¹⁴ sehr schlecht dokumentiert: die Tagebücher sowie die umfangreichen Briefwechsel mit Freundinnen und der Familie. Hier haben sich die Stimmen derer erhalten, die im Blick auf die Großen, die Geschichte machen, zum Schweigen verurteilt waren. Das betrifft neben den vielen ungedruckten Briefen Rahels an „unwichtige“ Briefpartner auch deren Antworten; vor allem diejenigen unter Rahels Freundinnen sind in den Büchern erheblich unterrepräsentiert, die nicht den Namen eines großen Mannes oder einer großen Familie tragen. So wurde auch Rahels umfangreicher Briefwechsel mit ihrer wichtigsten Freundin Pauline Wiesel nie zur Publikation

vorbereitet.¹⁵ Pauline Wiesel war als Kokotte verschrien und führte ein vagabundierendes Leben; sie schrieb Briefe, die jegliche grammatikalische und orthographische Regel verletzten — schwer lesbare Texte also, seit im Zuge der allgemeinen Alphabetisierung das Schreiben normiert wurde. Da Varnhagen darüber hinaus Rahels jüdische Herkunft nicht in den Vordergrund stellen wollte, sind unter den Briefwechseln mit Freundinnen die mit Jüdinnen besonders unzureichend dokumentiert. Henriette Mendelssohn, die jüngste Tochter von Moses Mendelssohn und Leiterin von Mädchenpensionaten in Wien und Paris, ist die einzige, von der Antwortbriefe abgedruckt wurden.¹⁶ Doch bei der Lektüre der unpublizierten Briefe von und an Rahel fällt auf, daß die Freundschaften zu Frauen eine große Bedeutung hatten. Rahel pflegte ungewöhnlich intensive Kontakte zu Frauen, die Berufstätigkeiten nachgingen (Schauspielerinnen, Hauslehrerinnen, Schriftstellerinnen — sie korrespondierte sogar mit ihrer Köchin!), und unter diesen waren auffallend viele, die allein, außerhalb eines Familienverbandes lebten. Die Schwierigkeiten eines selbständigen Lebens werden in den Briefen sehr genau erörtert und in den Korrespondenzen mit den Jüdinnen auch die Probleme der Assimilation. In allen diesen Briefwechseln wird ein dichtes soziales Gefüge sichtbar, das nicht gedruckt überliefert wurde, aber literatur- und sozialgeschichtlich von größter Bedeutung ist.

Rahels Korrespondenz mit ihrer Familie, das heißt mit ihren drei Brüdern und deren Frauen und Kindern, mit Mutter und Schwester sowie Cousins und anderen Angehörigen, ist ebenfalls sehr unzureichend präsentiert.¹⁷ Dabei sind diese Konvolute mit die umfangreichsten von Rahels Korrespondenz: insgesamt etwa 1200 Briefe. Für die Rekonstruktion der Geschichte des deutschen Judentums findet sich hier einzigartiges Material, das in diesem Umfang sonst wohl nur von den großen berühmten Familien wie den Mendelssohns überliefert ist. Leider haben einige Familienmitglieder Rahels Briefe nicht sorgfältig aufbewahrt, so daß mehr Briefe an Rahel als von ihr erhalten geblieben sind. Dennoch gewinnt man ein lebendiges Bild vom Leben einer großen Berliner Kaufmannsfamilie um die Jahrhundertwende, die auch kulturell sehr aktiv war.¹⁸

Unbekannt bzw. nicht als solche sichtbar waren bisher auch Rahels Tagebücher, die in dreizehn Heften als Handschriften vorliegen und deutlich machen, daß Rahel auch mit diesem Genre experimentierte und ebenso mit Aphorismen.¹⁹

Bei der Lektüre dieser vielen Texte bewegt man sich durchweg am Rand des Tradierten. Oft sind es ungelenke Briefe, die man in die Hand nimmt, nicht „schön“ geschrieben und auch nicht „in weichen Schwingungen des Gemüthes“ verfaßt, sondern hart in der Orthographie, hart in der Sprache. Dieses Ungelenkte führen die Schreiberinnen jedoch nicht darauf zurück, daß sie im Herzen oder in der Seele „reine“ und unverfälschte Texte hätten, die nicht recht aufs Papier wollten. Der entscheidende Topos der Briefschreibekunst seit der Aufklärung vom Brief als Statthalter von Mündlichkeit wird hier durchkreuzt. Das diese Korrespondenz strukturierende Suchen nach Darstellungsweisen macht vielmehr deutlich, wie sehr hier Probleme wirken, für die es — noch? — keine passenden Sprachen gibt. Diese Frauenbriefe durchqueren die Wege weiblichen Schreibens, wie sie sich um 1800 etablierten: Eine Frau hatte einer andern damals nichts zu schreiben. Die Adresse eines Frauenbriefes war der männliche Autor, dessen Werk in seiner Einheit über die Antwort einer Frau gefestigt wurde. Was aber ist ein Briefwechsel ohne Werk im Hintergrund, ohne fixierte Positionen? Ein Text, den zwei Schreibende zusammen verfassen, ohne ihn zu autorisieren? Eine Produktion, bei der beide lesen und schreiben. Nicht „ich schreibe, ihr lest“ — so läßt sich das Verhältnis von Autor und Leser(in) bestimmen —, sondern „ich schreibe mich dir, kannst Du mich lesen, kannst Du mir antworten?“

Diese Textur, an der so viele mitgeschrieben haben, ist die eigentliche Entdeckung in der Krakauer Bibliothek. In unserer auf Autorennamen konzentrierten Überlieferung mußte dieses labile und deshalb gefährdete Geflecht von Korrespondenzen übergangen werden. Bei jedem einzelnen Brief der „Sammlung Varnhagen“ ist unklar, von wem er ist. Vom Schreiber oder vom Empfänger? Von Rahel, die all diese Korrespondenzen in jahrzehntelanger Arbeit zusammengetragen hat, oder von ihren Briefpartnern? Und wer hat die Bücher geschrieben, in

denen Rahels Briefe gedruckt sind? Rahel selbst oder die Freundinnen und Freunde, die die Briefe nach ihrem Tod zurückschickten oder womöglich Varnhagen, der sie alle transkribierte? Jenseits von Autor und Werk betritt man also ein Dazwischen, das in der Überlieferungsgeschichte durch die Etablierung einer großen briefschreibenden Persönlichkeit immer wieder zerstört wurde. Nicht Rahels Sammlung war Gegenstand der Lektüre, sondern eine nachträgliche, biographische Konstruktion namens „Rahel“, aus dem Kontext herausgerissen, den sie selbst gebildet hatte. In der Stilisierung zur „Frau“ und zur „Jüdin“ verschwanden die Krakauer Korrespondenzen, dieses Netz ohne Zentrum, dieses kollektive Schreiben jenseits von Autor und Werk. Auch heute noch. In einem kürzlich erschienenen Buch von Gert Mattenklott über „Jüdische Intelligenz in deutschen Briefen“ heißt es: „Die Briefe Moses Mendelssohns und seiner Enkel, Börnes und Heines, Rahel Varnhagens und Auerbachs, die Briefschaften von Buber, Theodor Lessing und Rathenau brauchen keine Antwort, weil sie Teil einer moralischen Kultur sind, deren Pathos in einem Eigensinn zum Ausdruck kommt, der jeder Bestätigung durch andere entbehren zu können scheint.“²⁰ Gegen diese Hypothese, die diejenige als „Juden“ bezeichnet, die programmatisch alleine sprechen, wie Rufer in der Wüste sozusagen, wäre viel einzuwenden. In Blick auf Rahels Korrespondenzen ist sie geradezu absurd, weil sie nicht nur ihr Lebenswerk negiert, sondern auch die Struktur jeder einzelnen Korrespondenz. „Antworten Sie mir!“ lautet der Schlußsatz unzähliger Briefe, das heißt: „Schreiben Sie mir, schreiben Sie mit mir.“ Damit sind Dialoge intendiert, und zwar nicht als rhetorische Figuren, wie sie im abendländischen Denken seit der Antike gepflegt werden, sondern als weitgehende Auflösungen fixierter Positionen und Identitäten. Briefe eben, die keine Botschaften an die Nachwelt enthalten, sondern ein ungewöhnliches Experiment vorführen und zusammengelesen einen Text, einen Briefwechsel ergeben.

Hier stellt sich noch einmal und noch schärfer die Frage, was man heute aus Krakau zurück nach Berlin bringen soll. In den gedruckten Briefausgaben verschwindet dieses dialogische Schreiben weitgehend, vor allem das mit angeblich unwichtigen

Personen. Neue und andere Briefausgaben sind also unabdingbar, die Rahels Korrespondenznetz anders beleuchten. Allerdings sind wir heute — ich arbeite zusammen mit Marianne Schuller aus Hamburg, Ursula Isselstein und Consolina Vigliero aus Turin an einer sechsbändigen textkritischen Ausgabe — nicht die ersten, die Varnhagens Editions Vorbereitungen überschreiten wollen. Ausgerechnet in der Zeit des Nationalsozialismus wurden die ersten Versuche dazu unternommen. Hannah Arendt war mit dem Manuskript ihrer großen Rahel-Biographie bereits nach Paris emigriert²¹, als in Berlin in merkwürdiger Parallelität zwei Projekte entstanden, die den Kanon des Gedruckten überschritten. Aus dem riesigen Fundus der Sammlung Varnhagen wurden zwei Briefwechsel ausgewählt, die eine ähnliche Problematik signalisieren. Die Briefe Fouqués an Rahel und ihre Korrespondenz mit ihrem Bruder Ludwig Robert und dessen Frau Friederike sind kontrapunktisch um den Topos „Deutsche Dichter und Jüdinnen“ gruppiert. Während Hans Karl Krüger entsprechend dem Ton der Zeit in Rahel eine Gefahr für den Dichter Fouqué sah, die seine Produktivität lähmte und ihn gar „aussagte“, überlieferte Erich Loewenthal, der 1944 in Auschwitz ermordet wurde, die produktive Freundschaft der schriftstellernden Geschwister und das Leben einer wichtigen jüdischen Berliner Familie.²² In dieser Parallelität bündelt sich die Geschichte dieser Jahre: Der eine schreibt von der Notwendigkeit, „den eigenen Lebensraum gegen jeden fremdrassigen Eindringling unerbittlich zu verteidigen“²³, der andere wird Opfer dieser furchtbaren Selektion.

Auch Erich Loewenthal fahren wir von Berlin nach Krakau hinterher; die Bahnlinien sind heute wie damals dieselben. Die Erinnerung daran soll die Vorsicht vor allzu schneller Ankunft an einem sicheren Ort wachhalten. Bei Rahel, der „Jüdin“, aber auch bei Rahel, der „Frau“. Die Gefahr ist zu groß, ihre so lange übergangenen Texte nun zu Kulturgütern zu erheben, die — wie Walter Benjamin in seinen „Geschichtsphilosophischen Thesen“ sagte — im Triumphzug der Sieger der Geschichte als Beute mitgeführt werden.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. dazu genauer Ursula Isselstein, Rahel Levin: Bericht von einer Reise nach Schlesien, in: Einladung ins 18. Jahrhundert. Ein Almanach aus dem Verlag C. H. Beck, hrsg. von Ernst-Peter Wieckenberg, München 1988, S. 62-75, hier S. 64.
- ² Zitiert nach: Rahel-Bibliothek. Rahel Varnhagen. Gesammelte Werke, hrsg. von Konrad Feilchenfeld, Uwe Schweikert und Rahel E. Steiner, München 1983, Bd. I, S. 98 f.
- ³ In der Familiensprache der Levins war „Böhmen“ der Name für orthodoxe Juden. Vgl. Ursula Isselstein, Rahel Levin: Bericht von einer Reise nach Schlesien, a.a.O., S. 71 f.
- ⁴ Ebd., S. 68 f.
- ⁵ Rahel-Bibliothek. Rahel Varnhagen. Gesammelte Werke, a.a.O., Bd. I, S. 92.
- ⁶ Die Geschichte dieser Auslagerung wurde mehrfach skizziert, vgl. Werner Schmidt, Die Verlagerung der Bestände im zweiten Weltkrieg und ihre Rückführung, in: Deutsche Staatsbibliothek 1661-1961, Bd. 1, Geschichte und Gegenwart, Leipzig 1961; Dieter Henrich, Beethoven, Hegel und Mozart auf der Reise nach Krakau, in: Neue Rundschau 2, 1977, S. 165-199; Nigel Lewis, Paper Chase, Mozart, Beethoven, Bach . . . The Search for Their Lost Music, London 1981; Deborah Hertz, The Varnhagen Collection is in Krakow, in: The American Archivist, Bd. 44, 1981, S. 223-228; und zuletzt Barbara Hahn, „Suche alle meine Briefe“. Die wieder-aufgefundene Sammlung Varnhagen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1.4.1986.
- ⁷ Günter Anders, Lieben gestern. Eine Geschichte der Gefühle, München 1986, S. 128.
- ⁸ „So wenig ein Leser heute die einzelnen Worte (oder gar Silben) einer Seite sämtlich abliest — er nimmt vielmehr aus zwanzig Worten ungefähr fünf nach Zufall heraus und ‚errät‘ den zu diesen mutmaßlich zugehörigen Sinn —, ebensowenig sehen wir einen Baum genau und vollständig (. . .)“. Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, in: Werke in sechs Bänden, hrsg. von Karl Schlechta, Bd. 4, München 1980, S. 650.
- ⁹ „Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken“, Brief vom Februar 1882, in: Friedrich Nietzsche, Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin 1975 ff., Bd. 4, S. 97.
- ¹⁰ Jacques Derrida, Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits, 2. Lieferung, Berlin 1987, S. 212.
- ¹¹ Von dieser Aufbewahrungsart gibt es zwei große Ausnahmen: der Ehebriefwechsel und die Briefe von Rahels Familie sind ineinander geordnet.

- ¹² Vgl. zum folgenden ausführlicher meine Aufsätze „Weiber verstehen alles à la lettre“, in: Deutsche Literatur von Frauen, hrsg. von Gisela Brinker-Gabler, Bd. 2, München 1988, S. 13-27; und: Rahel Levin Varnhagen und Bettine von Arnim. Briefe. Bücher. Biographien, in: Frauen. Literatur. Politik, hrsg. von Annegret Pelz u.a., Hamburg 1988, S. 115-131.
- ¹³ Vgl. Ludwig Stern, Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Berlin 1911. Unter den einzelnen Adressaten verzeichnet Stern jeweils die bereits gedruckten Briefe.
- ¹⁴ Rahel-Bibliothek. Rahel Varnhagen. Gesammelte Werke in 10 Bdn, a.a.O.
- ¹⁵ Vgl. dazu meinen Aufsatz „Nur wir sind gleich bey der Ungleichheit“. Der Briefwechsel von Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel, in: Rahel Levin Varnhagen. Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin, hrsg. von Barbara Hahn und Ursula Isselstein, Göttingen 1987, vor allem S. 56 f.
- ¹⁶ Vgl. dazu: Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, 2 Bde., hrsg. von Karl August Varnhagen von Ense, Berlin 1836.
- ¹⁷ Vgl. Consolina Vigliero, „Mein lieber Schwester-Freund“. Rahel und Ludwig Robert in ihren Briefen, in: Rahel Levin Varnhagen. Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin, a.a.O., S. 47-66.
- ¹⁸ Vgl. ebda., vor allem S. 50 f.
- ¹⁹ Vgl. dazu Ursula Isselstein, „Dies ist die Beute!“ Zu Rahel Levins Tagebücher, in: Rahel Levin Varnhagen. Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin, a.a.O., S. 86-103.
- ²⁰ Gert Mattenklott, Jüdische Intelligenz in deutschen Briefen 1619-1988, Frankfurt/Main 1988, S. 14 f.
- ²¹ Vgl. Hannah Arendt, Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin in der Romantik, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1975, wo es im 1958 verfaßten Vorwort zur deutschen Ausgabe heißt: „Das Manuskript dieses Buches war bis auf die letzten beiden Kapitel fertig, als ich Deutschland 1933 verließ, und auch die beiden letzten Kapitel sind vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben.“ S. 7.
- ²² Die von Erich Loewenthal überlieferten Briefe der Geschwister wurden in der Rahel-Bibliothek, a.a.O., Bd. IX nachgedruckt. Vgl. ebd., S. 114 ff.
- ²³ Hans Karl Krüger, Berliner Romantik und Berliner Judentum, Bonn 1939. Eine zusammenfassende Einschätzung des angeblich so negativen Einflusses der Jüdinnen auf die Romantik v.a. S. 136 ff.

Barbara Hahn, Jahrgang 1952, wissenschaftliche Mitarbeiterin an einem Editionsprojekt zu Rahel Levin Varnhagens Briefen an der Hamburger Universität. Dissertation: „Antworten Sie mir!“ Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel, FU Berlin 1988, deren Publikation in Vorbereitung ist. Verschiedene Aufsätze; neben den in den Fußnoten genannten u. a.: Der nahe Andere und das ferne Ich. Zu Biographien und Autobiographien von Frauen aus der Zeit der Weimarer Republik, in: Feministische Studien Nr. 2, 1985, S. 54-61; „Briefeschreiben ist ein gefährlicher Unfug“. Hannah Arendt und Karl Jaspers, in: Vorgänge Nr. 89, 1987, S. 25-32; Goethe lesen. Über Goethe schreiben. Briefe deutscher Jüdinnen um 1800, erscheint in: Deutsche Literatur und jüdische Tradition, hrsg. von Paolo Chiarini und Mauro Ponzi, Sonderband der Zeitschrift Studii Germanici, Rom 1989.

Bisher in dieser Reihe erschienen:

- Nr. 1 **Heike Behrend**, Die Menschwerdung eines Affen. Bemerkungen zum Geschlechterverhältnis in der ethnographischen Feldforschung, Berlin 1988
- Nr. 2 **Monika Sieverding**, Was ist dran an der „androgynen Revolution“? Erwartungen an Idealpartner und Partnerschaft bei Berliner Studentinnen und Studenten, Berlin 1988
- Nr. 3 **Gerburg Treusch-Dieter**, Die Selbstschaffung der Frau heute. Das Ende der dreifachen Produktivität des Weiblichen als Materie, Mutter und Arbeiterin, Berlin 1989
- Nr. 4 **Barbara Hahn**, Von Berlin nach Krakau. Zur Wiederentdeckung von Rahel Levin Varnhagens Korrespondenzen, Berlin 1989